

Enoch Leodegar schreibt ein Gedicht...

Autor(en): **Toess, Arno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **7 (1931)**

Heft 16

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-752847>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Enoch Leodegar

VON ARNO TOESS

schreibt ein Gedicht...

Der bekannte Dichter Enoch Leodegar Bulk verließ gelassenen Schrittes das Café. Er war, wie immer nach Mittagessen, Mokka und Zigarette, in vorzüglicher Laune und betrachtete wohlwollend die gewöhnlichen Mitmenschen, die im Vorbeigehen seinen schwarzen Schlapphut und seinen mächtigen Schlips bestaunten.

Während er langsam den Mantel zuknöpfte und — es war dieses eine ihm eigentümliche Gewohnheit — mit gerümpfter Nase in der Luft herumschnupperte, fühlte er sich am Aermel gezupft. Ein kleines Mädchen stand vor ihm, das schüchtern blickte und Schneeglöckchen zum Kauf anbot.

Oha, Frühling! dachte Enoch Leodegar. Natürlich — Mitte April... jaja: Winter ade... Schon piffte er laut und munter, steckte sich ein Blumenbüschel ins Knopfloch, zog den Geldbeutel und zahlte. Selbstverständlich gab er zuviel, wobei er dieses Mißverhältnis zwischen Verschwendung und ständiger Finanzzettel damit begründete (vor seinem Gewissen), daß die freien Berufe durchaus zu unterstützen seien — wehrte den Dank des Mädchens mit lässiger Handbewegung ab und schritt lächelnd die Straße hinunter.

Ganz in Gedanken, ohne weiter auf den Weg zu achten, gelangte er in die Parkanlagen der Stadt. Der milde Tag hatte es mit sich gebracht, daß die meisten Bänke besetzt waren; doch fand sich bei näherem Zusehen auch für Enoch Leodegar Bulk ein angenehmer Platz. Das ausgelassene Geschrei der Kinder, die überall herumtollten, störte ihn freilich ein wenig. Ueberhaupt schien ihm die ganze Umgebung nicht sonderlich angenehm. Allein — das Ganze entbehrte nicht einer gewissen Stimmung.

Und plötzlich beschloß Enoch Leodegar, das bunte Bild in Gedichtform festzuhalten.

Aline Lärchenbaum, die gegenüber an der Schulter ihres Verlobten vom Glück träumte, hätte für jeden Durchschnittslyriker einen dankbaren Vorwurf geboten. Enoch Leodegar empfand dieses mit überlegenem Stolz, als er das Paar mit einem halb spöttischen, halb mitleidigen Blick streifte. Er hatte, gottlob, solche sentimentalen Mätzchen nicht nötig... er arbeitete mit Geist und Können... er faßte einzigartig und ursprünglich auf... er machte dem Publikum keinerlei Zugeständnisse.

Der Dichter griff nach Bleistift und Papier — er trug, gewohnt, seinen Eingebungen unverzüglich zu folgen, immer welches in der Brusttasche mit — und begann zu schreiben.

Ruf des Frühlings.

*Ich bin in der Allee auf einer Bank gesessen.
(Auf grüngestrichenem Holze des Verkehrsvereins.)
Dicht neben mir — am feuchten Boden — hat ge-*

essen

ein Butterbrot das Kind der Mutter Nummer eins.

Enoch Leodegar schaute auf, den Sachverhalt zu überprüfen. Alles stimmte. So fuhr er weiter:
*Sie selber saß auf einer Bank in meiner Nähe,
(auf grüngestrichenem... usw.) und dabei
sprach sie beweglich — auf daß man es sähe —
mit einer dicken Dame: Mutter Nummer zwei.*

So. Das war Auftakt. Knapp und nüchtern wie er es liebte. Ein überleitendes Zwischenglied zum zweiten und Hauptteil des Gedichtes hatte nunmehr zu folgen... Der Bleistift kritzelte auf dem Blatt hin und her.

*Ein süßer Wind glitt langsam durch die kahlen Aeste
und streichelte die hellen Locken kleiner Knaben.
(Sie schaufelten im Sand sich einen tiefen Graben
und kleisterten hochauf die Türme einer Feste.)*

Enoch Leodegar fühlte: jetzt war er in Stimmung. Mit einer heftigen Bewegung riß er den schwarzen Hut vom Kopf, wobei seine kunstvoll wallenden Haare sichtbar wurden. Er kniff die Augen zu, sich stärker zu sammeln, schlug mit dem Zeigefinger der Linken die Versfüße in die Luft und murmelte undeutliche Worte. Dann schrieb er.

*Ein Sperling zwitscherte auf einem roten Hausdach,
und irgendwo war Sonne zwischen weißen Wol-*

ken...

Der Dichter stockte. Träumerisch wanderte sein Blick durch das Blau des Himmels, fiel von den wattiigen Wolken auf die hellbeschilderten Ziegel des eben besungenen Hauses — wobei er feststellte, daß der quirlende Spatz unterdessen verschwunden war. Er wurde sich dieser Tatsache zwar nur nebenbei und unklar bewußt, denn der Rausch des Schaffens erfüllte ihn völlig und trug ihn weit über die Umgebung hinaus.

Und doch sollte der kleine Vogel, den der große Poet so gering achtete, daß er ihn bereits vergessen hatte, als er jetzt zum Endspurt ansetzte, in dieser Geschichte noch eine recht bemerkenswerte Rolle zu spielen haben. Ein schmales Bäumchen, das sich mit erstem, bescheidenem Laub zu schmücken begann, stand nämlich im Rücken der Dichterbank. Es streckte seine mageren Zweige so sehnsüchtig in die Luft, so sanft und liebebeischend, daß der

freundliche Sperling nicht widerstreben konnte, mit raschen Flatterflügeln daherkam und unter nekkischen Rufen zu Häupten des Mannes sich niederließ.

Dessen Augen erschauten ein zauberhaft verlockendes Bild. Ein beglückendes Lächeln überzog seine Mienen... Er schrieb.

*In weiter Ferne schlug es fünf — bei mir zu Haus,
ach,*

hat man zu dieser Zeit die braune Kuh gemolken.

Und gelbe Primeln blühen dort auf allen Wiesen...

Was tu ich länger noch in dieser öden Stadt —

Ich sage frühlinghaft Ade! zu allen diesen:

Die grüngestrichenen Schlumberbänke hab ich satt!

Fertig. Eine Welle stolzen Hochgefühls überflutete Enoch Leodegar. Die Wirklichkeit, der Alltag hatten sich verflüchtigt. Wie von sieghaftem Klang gewaltiger Trompeten brauste es in den Ohren des Dichters; die ganze Welt dünkte ihn leicht und golden; sein Auge glänzte und als er nun die Mähne schüttelte, da glich er einem Löwen, der aufbricht zur königlichen Jagd.

«Ruf des Frühlings!» flüsterte er und atmete tief.
«Ruf des Frühlings!» sagte er noch einmal, sprang auf und griff nach dem Hut — worauf seine Hand, wie von einer Schlange gestochen, zurückzuckte.

Denn das Papier mit dem Gedicht, das er noch in der Hand hielt, gab plötzlich ein eigenartiges Geräusch von sich, und wie er hinsah, breitete sich dort weiß und feucht die Visitenkarte des Sperlings Johannes Klickerzwitsch. Der freundliche Vogel saß noch immer auf dem leicht hin und her wippenden Zweig, mit bescheiden geneigtem Schnabel, doch wohlgefällig sein Werk betrachtend.

«Dreckfink!» schrie Enoch Leodegar und fuchtelte mit den Armen drohend umher.

«Dreckfink?» fragte Johannes Klickerzwitsch höflich. «Erlauben Sie, ich bin ein Sperling.»

«Ein Schwein bist du!» wertete Enoch Leodegar, der den Einwand weder beachtete noch verstand. Und er warf voll gerechten Zornes den Hut nach dem freundlichen Vogel.

Johannes Klickerzwitsch verzichtete daraufhin auf eine Fortsetzung des Gesprächs und entschwabte.

Enoch Leodegar Bulk aber, in tiefster Seele gekränkt über die ihm angetane Unbill, ging eilends von dannen. Den zerdrückten Filz trug er vor sich her, wobei er — es war dieses eine ihm eigentümliche Gewohnheit — mit gerümpfter Nase in der Luft herumschnupperte.

Künstlerworte

GESAMMELT VON HANS BETHGE

Verschiedene Blickpunkte

Zu Menzel kommt eine Dame und überreicht ihm zur Beurteilung eine Zeichnung, die sie gemacht hat, die Darstellung einer Frau. Menzel sieht sich das Blatt an und fragt: «Wer ist das?»

«Meine Zeichnung muß sehr schlecht sein», entgegnet die Dame, «da Sie die Dargestellte nicht erkennen.»

«Also wer ist es?»

«Die Kaiserin.»

«So, so», sagt Menzel nachdenklich, «wissen Sie, ich bin besonders klein und sehe die Kaiserin immer von unten. Sie sind besonders groß und sehen sie immer von oben. Wie kann ich wissen, ob Ihre Zeichnung ähnlich ist?»

Zu spät.

Renoir wurde alt, ehe er anfang, mit seiner Malerei Erfolg zu haben. Als dann die Händler zu ihm kamen, um ihm seine Bilder gegen gute Preise wegzuholen, sagte er:

«Es ist zu spät! Jetzt gebt Ihr mir Beefsteaks zu essen, — und nun habe ich keine Zähne mehr...»

Gleicher Wunsch.

Hans Thoma korrigierte einem Schüler, der ein Stillleben malte, sein Bild.

«Diese Art der Auffassung ist mir zu trocken», meinte der anmaßliche Schüler, «ich möchte malen wie Rubens.»

«Ich auch», sagte Thoma ruhig.

Die Birne.

Degas hatte an der Wand seines Ateliers ein berühmtes Bild von Ingres hängen: den Jupiter, der Donner versendend auf seinem Throne sitzt.

Neben dem Jupiter hing eine kleine Malerei von Manet, eine Birne, nicht viel größer als die Fläche einer Hand.

Ein Freund, der Degas besuchte, fragte ihn, warum er die kleine Birne Manets so dicht neben den Jupiter gehängt habe.

«Um zu zeigen», sagte Degas, «daß eine Birne, wenn sie gut gemalt ist, jeden Gott umschmeißt.»

Drohung.

Max Liebermann malt das Porträt eines Herrn, der während der Sitzungen allerlei an dem Bilde auszusetzen findet. Liebermann läßt die kritischen Worte zunächst geduldig über sich ergehen, schließlich aber, als ihm der Bemängelungen zu viele werden, sagt er: «Jetzt aber genug, mein Lieber, — sonst male ich Sie so wie Sie sind!»

Herauf und herunter.

Marées wohnte, als Künstler noch völlig unbekannt, in Rom in der Nähe des Tibers und hatte sein Atelier auf der Höhe des Monte Pincio. Ein damals sehr berühmter Bildhauer wohnte auf dem Pincio und hatte sein Atelier unten in der Stadt. Wenn die beiden morgens ihre Arbeitsstätten aufsuchten, pflegten sie sich zu begegnen. Eines Tages lernten sie sich in einer Gesellschaft kennen, und der Bildhauer sagte:

«Wir sind uns nicht mehr fremd, wir kennen uns schon von unseren Begegnungen auf der Straße.»

«Ja», sagte Marées, «ich komme herauf, und Sie kommen herunter.»